

Timothy Landon

# Incestum

Auf Freudschen Spuren

ROMAN



»Der erotische Roman«  
Band 93

© 2006

AMM

Amanda Media & Marketing AG, Zug/Schweiz

Vertrieb:

Edition Combes

im Verlag Frank de la Porte

Frankenstraße 17

D-96328 Küps

Tel. 0 92 64-97 66

Fax 0 92 64-97 76

[www.edition-combes.de](http://www.edition-combes.de)

ISBN 3-937914-25-0

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Liebste Marie,

so lange es ist es her, daß ich Euch verlassen habe. So viele Stunden, Tage, Wochen und Monate sind vergangen, daß ich sie kaum noch zu zählen vermag.

Nun habe ich zumindest die Zeit gefunden, Euch diese Zeilen zu schreiben. Wobei dieser Brief in all seiner Ausführlichkeit so viel mehr ist als nur ein Schriftstück für Eure Kommode. In ihm steckt nicht nur meine Liebe zu Euch, sondern auch mein Leben, das ich hier in der k.u.k. Stadt Wien zu führen gedachte und noch immer führen möchte.

Gestattet, daß ich Euch kurz meine bisherigen Erfolge schildere. Wie Ihr wohl wißt, geliebte Marie, verließ ich Bregenz, um in Wien mein Glück zu finden. Als junger Arzt war dies nicht leicht, denn hier in unserer schönen Hauptstadt gibt es sehr viele aufstrebende Mediziner aller Fachrichtungen.

Doch hört, wie es sich zutrug.

Eines Abends, kurz nach meiner Ankunft – ich wohnte bereits in einem unscheinbaren Zimmer in der Berggasse bei einer freundlichen, aber ebenso resoluten Dame, die mich bei sich aufgenommen hatte (für einen billigen Zins, jedoch gegen die Gewähr, ihr bei ihren kleinen und großen echten und teils wohl hysterischen Wehwehchen behilflich zu sein, und weil sich ein Arzt im Hause immer gut macht) – traf ich in

einem Brauhaus eine höchst imposante Person. Nicht von Gestalt, aber doch von Geisteskraft. Möglich sogar, daß Euch sein Name etwas sagt. Er ist ein angesehenener Arzt, und seine Arbeiten sind weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt – *Sigmund Freud*.

Anders als ich befaßt sich Doktor Freud aber nicht mit den Krankheiten des Körpers, sondern viel eher mit jenen der Seele.

Es war Zufall, daß wir ins Gespräch kamen. Oder es mag auch das Bier gewesen sein, das man dort auschenkt – so genau vermag ich es nicht zu sagen. Auf jeden Fall aber berichtete mir Freud von einigen seiner Fälle. Natürlich unter dem Mantel der Verschwiegenheit, zu der wir Ärzte ja verpflichtet sind, wie Ihr wißt.

Es wurde spät an jenem Abend, denn in mir wurde ein Feuer geweckt, wie ich es bereits verloren zu haben geglaubt hatte.

Ihr müßt wissen, daß ich mich seit meiner Jugend danach sehnte, ein Arzt zu sein. Wann immer ich mir meine Zukunft ausmalte, geschah es mit der einen Prämisse – als Doktor der Medizin all jenen zu helfen, die unserer Hilfe für ihr leibliches Wohl bedürfen.

Doch nach dem Studium, das ich mit einigem Erfolg abschließen konnte, wie meine Diplome beweisen, erlosch jenes Feuer, das mich zu Höchstleistungen trieb, sehr rasch. Die Arbeit in Bregenz erfüllte mich nicht, die Wirklichkeit war so anders als mein süßer Jugendtraum. Doch diese Unterhaltung hatten wir bereits vor meiner Abreise, nicht wahr, geliebte

Marie? Ihr verstandet mich damals, und ich weiß, daß Ihr mich auch heute versteht.

Aber nun zurück zu jenem Abend im Brauhaus.

Freud berichtete mir also von seinen Fällen. Je später der Abend, um so pikanter die Details. Ich versichere Euch – bei manchen seiner Worte wurde ich so rot wie einst, als mich meine Amme in den Armen jenes Mädchens antraf. Wie war noch gleich ihr Name? Sophie?

Sehr erstaunten mich seine Erkenntnisse, wie sehr das Verhalten des Menschen durch seine – verzeiht mir, daß ich dieses unschickliche Wort in einem Brief an Euch verwende, bitte seht es rein medizinisch, geliebte Marie – *Sexualität* gesteuert wird. Jedoch gewann ich bei diesem Gespräch auch den Eindruck, daß sich Freud hier noch auf dem weiten Feld der Spekulation befindet. Er selbst gibt zu, noch sehr viel Zeit in die Forschung investieren zu müssen. Diese allerdings fehle ihm, da die von ihm entwickelte *Psychoanalyse* mehr und mehr Raum einnehme. Bedenkt nur, Marie – seine Patienten legen sich auf ein bequemes Sofa, wie er sagt, und allein dadurch, daß er sie erzählen läßt, hilft er ihnen, ihren tiefsten, innigsten Ängsten, Konflikten und Sorgen auf den Grund zu gehen. Er versicherte mir, einige Personen von großer Bekanntheit in seiner Kartei zu führen, doch war er an diesem Abend nicht willens, Näheres zu sagen.

Allerdings bat er mich aus freien Stücken und ohne von mir darum angehalten worden zu sein, ihn am nächsten Tag in seiner Praxis aufzusuchen. Er könne,

so Freud, einen jungen Assistenten gebrauchen, der ihn bei seiner Forschung unterstütze.

Sicherlich könnt Ihr Euch vorstellen, mit welchem großem Eifer ich ihm mein Kommen zusicherte. Das Feuer, so lange erloschen, war erneut in meiner Brust entflammt worden. Ärzte gibt es viele in Wien, aber kaum einen, der sich auf den Geist des Menschen konzentriert, nicht nur auf den kranken oder verwundeten Leib.

Die Nacht wurde zu einer reinen Qual für mich. So sehr wünschte ich mir den Morgen herbei, daß an Schlaf gar nicht zu denken war. Immer wieder dachte ich über das nach, was mir Freud berichtet hatte. Über die Schmerzen der Seele, die manche seiner Patienten durchlitten. Den inneren Kampf, der bei manchem so stetig zwischen Wünschen, Begierden und dem Wissen um Moral und Verstand ausgefochten wurde, daß es sich auf seine physische Gesundheit auswirkte, er an schlimmen Magenkrämpfen und Herzrasen litt, an hohem Blutdruck und an Schweißausbrüchen. Die Hysterie, so hatte mir Freud versichert, könne nicht allein das Weib befallen, auch wenn dies der Name der Krankheit impliziere. Vielmehr sei auch der Mann nicht davor gefeit.

Als der Morgen dann endlich heranbrach, zog ich meinen besten Anzug an, schlang mein karges Frühstück in mich hinein und verließ so eilends das Haus, daß ich meine Vermieterin fast zu Boden gestoßen hätte. Es gelang mir gerade noch, sie zu halten.

Mit einem Fiaker machte ich mich auf den Weg.

Auch wenn es eine teure Art war, durch Wien zu reisen, so wollte ich doch nicht verschmutzt ankommen. Zudem ging es bedeutend schneller, als per pedes zu seiner Ordination zu gelangen.

Doktor Freud schien erfreut – verzeiht dieses Wortspiel – mich zu sehen. Er reichte mir sofort einen Kittel, damit ich auch wie ein Arzt aussähe, und bat mich, einige seiner Fälle intensiv zu studieren. Ich solle ihm anschließend sagen, was mir aufgefallen sei.

Sehr schnell zeigte sich, daß all diese Patienten mittels der von ihm propagierten *Psychoanalyse* therapiert wurden. Hierbei liegt der Patient bequem auf einem Sofa und erzählt dem Arzt Details aus seinem Leben, mehrheitlich jene Dinge, die ihm wichtig erscheinen. Die Aufgabe des Mediziners ist es, ihn reden zu lassen und sich dabei Notizen zu machen. Auf diese Art wird eine Selbsthilfe angeregt, da der Patient, ohne in seinem Redefluß unterbrochen zu werden, auf Details in seinem Leben stößt, die er längst vergessen hatte. *Verdrängt*, wie Doktor Freud dies nennt.

Die Sprechstundenhilfe des Doktors reichte mir einen Kaffee, und mit unvermindertem Eifer machte ich mich daran, die Akten zu studieren. Mir war klar, daß es Parallelen zwischen all diesen Fällen geben mußte; ein roter Faden, der sich durch die Krankengeschichten dieser ausgewählten Patienten zog.

Ich gestehe, daß ich die Blätter mehrfach lesen mußte, ehe ich die Gemeinsamkeiten fand. Sie waren teilweise nur beiläufig erwähnt und bezogen sich

nicht direkt auf das Krankheitsbild des Patienten, waren aber gleichsam in allen Fällen zu finden.

»Nun, mein lieber Max, was haben Sie gefunden?« fragte mich Freud, als wir zu einem kleinen Imbiß in ein nahegelegenes Wirtshaus aufbrachen. Dort, so versicherte mir mein neuer Arbeitgeber, gäbe es den besten Kaiserschmarren in ganz Wien.

»Herr Doktor«, erwiderte ich mit einem Anflug von Scham, da ich mir meiner Entdeckung nicht sicher war, »es scheint, als würden all diese Menschen von sexuellen Begebenheiten zwischen nahen Verwandten erzählen. Eine Frau berichtete von einer Episode mit ihrem Vater, ein Mann von einer Beziehung zu seiner Schwester. Auch wenn es nur beiläufige Erwähnungen sind, so scheint dies doch all den Fällen gemein, die Ihr mir überlassen habt.«

Zu meinem Erstaunen klopfte mir Freud auf die Schulter. »Sehen Sie, Max, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie sind ein aufgeweckter, junger Mediziner mit einem scharfen Blick für das Wesentliche. Genau darauf wollte ich hinaus.«

Er schwieg, da wir just in diesem Moment das Wirtshaus betraten. Die Tür des Lokals wurde von einem k. u. k. Schild verziert, was darauf schließen ließ, daß hier auch hohe Herren ein und aus gingen.

»Glaubt Ihr«, wollte ich von Freud wissen, »daß diese Begebenheiten ursächlich für manche Störungen sind?«

Er wiegte die Schultern. »Ich glaube, daß sich der Mensch in seiner Sexualität anfangs zu jenen hingen-

zogen fühlt, die ihm am nächsten stehen. Das mag eine Amme sein, aber auch die Mutter, der Vater oder die Geschwister. Es mag sogar sein, daß der Verzicht auf das Ausleben dieser Bedürfnisse zu Störungen führt, die ich mal als *Neurose* bezeichnen möchte. Der Mensch wird nicht als asexuelles Wesen geboren, und er reift auch nicht als solches heran. Es gibt aber sehr wohl eine sexuelle Latenzzeit, in der dieser Trieb ruht. Doch sobald er wieder erwacht, will er befriedigt werden. Ist dies nicht möglich, oder wird der Trieb aufgrund gesellschaftlicher Zwänge unterdrückt, führt dies zu Störungen – eben den *Neurosen*.«

Wir nahmen Platz. Freud bestellte für sich und auch für mich eine Portion Kaiserschmarren sowie einen Kapuziner mit Schlagobers, ehe wir unser Gespräch fortsetzten.

»Könnten Sie sich vorstellen, diesen Dingen auf den Grund zu gehen?« fragte Freud, nachdem die Kellnerin wieder gegangen war. »Mit jenen Personen, deren Geschichten Sie aus den Akten kennen, ein persönliches Gespräch zu genau diesem Thema zu führen? Ein Plauscherl, wenn Sie so wollen, in ungezwungener Umgebung?«

»Oh«, entfuhr es mir, denn die Vorstellung, Menschen über ihre sexuellen Erlebnisse mit nahen Verwandten zu befragen, erschien mir doch ungewöhnlich. »Denken Sie, Doktor Freud, daß sich Ihre Patienten mit mir unterhalten *möchten*? Schließlich ist dies ein sehr intimes Thema.«

»Lieber Max«, erwiderte der Doktor lachend, »na-

türlich würde ich Ihnen diese Bitte nicht antragen, wenn ich mich nicht längst der Bereitschaft meiner Patienten versichert hätte, darüber zu sprechen. Und bedenken Sie – der Sexualtrieb des Menschen ist nicht anrühlich. Auch wenn man uns das glauben machen will. Er ist ein Urtrieb des Menschen. Gerade wir Mediziner sollten dies erkennen und intensiv erforschen.«

»Nun«, stimmte ich seinem Vorschlag zu, »wenn Ihre Patienten bereits eingewilligt haben, werde ich diese Aufgabe mit Freude übernehmen.«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht des großen Arztes. Während wir aßen, erklärte er mir detailliert, worauf es ihm ankam. Wie ich vorzugehen hätte, welche Punkte ihm wichtig wären et cetera, et cetera.

Ihr habt keine Ahnung, geliebte Marie, wie sehr mich der Gedanke an diese Gespräche ängstigte, gleichzeitig aber auch erregte. Es war, als würde mein Herz im einen Moment aus Freude und Begierde jubeln, sich im nächsten Augenblick aber vor Verzagt-heit zu keinem Schlag durchringen können.

Den Rest des Tages schildere ich nur in kurzer Form, denn er brachte keine neuen Dinge oder gar Überraschungen.

Nach dem Essen kehrten wir zurück in seine Sprechstunde. Dort konnte ich mich auf die Gespräche vorbereiten, gleichzeitig aber auch einer psychoanalytischen Sitzung beiwohnen. Da mein erstes Gespräch bereits am darauffolgenden Tag stattfinden sollte, ging ich bereits um fünf nach Hause, legte mei-

ne Kleidung zurecht und auch das Schreibzeug. Als Treffpunkt, so hatte mir Freud mit auf den Weg gegeben, sei der Salon von Madame Chevalier vereinbart. Einer Französin, die in Wien einen sehr vornehmen Treffpunkt für die höhere Gesellschaft führte. Der ideale Ort für Gespräche dieser Art. Zudem seien die Powidltascherln, das sind Kartoffeltaschen mit Pflaumenmus, ihrer Köchin ein Genuß, und die Melange, dieser weltberühmte Wiener Kaffee, vorzüglich.

Liebste Marie, in der Folge findet Ihr nun das, was mir bei diesem Gespräch zugetragen wurde. Natürlich habe ich die Namen verändert, da ich sonst gegen die Regel der Verschwiegenheit verstoßen würde, die ich doch beim Eide des Hippokrates geschworen habe. Bitte lest diese Erzählung und die folgenden sehr sorgfältig, geliebte Marie. Am Ende meines Briefes werdet Ihr erfahren, warum mir dies so wichtig ist.

### **Der Fall »Constance« – eine Halbwaise aus gutem Hause**

Constance saß mir gegenüber. Sie trug ein blaues Kleid sowie eine weiße Rüschenbluse. Jung war sie, kaum älter als fünfundzwanzig. In der Blüte, wie man so schön sagt, voll lieblicher Anmut und doch verheiratet, wie der Ring an ihrer Hand bewies.

Zu Beginn unserer Unterhaltung trug sie einen Hut, der wiederum von einer Feder geziert wurde. Im späteren Verlauf des Gesprächs nahm sie ihn jedoch

ab, so daß ihre braunen, wallenden Haare perfekt zur Geltung kamen. Wäre ich nicht bereits vergeben gewesen, hätte sie mein Herz berühren können. Doch so, sie verheiratet und ich verlobt, zudem aufgrund einer medizinischen Forschung zusammengekommen, blieb kein Raum für solche Gedanken.

Bei einem Braunen saßen wir einander gegenüber. Ihre Lippen waren sehr sinnlich geschwungen und von kirschroter Farbe. Ihre Haut wies jene vornehme Blässe auf, die bei Frauen ihres Standes zu erwarten ist. Aus der Akte wußte ich, daß ihr Vater ein bedeutender Kaufmann war, der auch mit der Krone Geschäfte machte. Geld und Ansehen waren ihr daher von Haus aus vertraut.

»Sie verstehen«, hob sie an, nachdem wir beide einen Schluck Kaffee genommen hatten, »daß dies nicht so einfach ist, wie es erscheinen mag. Diese Episode meines Lebens ...« Sie schwieg, zeigte aber gleichzeitig ein versonnenes Lächeln. »Sie müssen begreifen«, fuhr Constance schließlich fort, »daß all das, was ich zu berichten habe, mit beidseitigem Einverständnis geschah. Mehr noch, sowohl mein Vater als auch ich *wollten* es. Es gab keinen Zwang, keine Pflicht, mich ihm hinzugeben.«

Abermals legte sie eine Pause ein. Ihre Finger zitterten leicht, als sie den Henkel der Tasse umschloß.

»Sie möchten also sagen«, half ich ihr, »daß Sie eine sexuelle Beziehung zu Ihrem Herrn Papa unterhielten. Ist dem so?«

Für einen Moment blitzte Zorn in ihren Augen auf.